

# NORMALISIERUNGSVERFAHREN IN DER EUGENIK UND IN DER HUMANGENETIK

Referat an der Tagung «Wie nationalsozialistisch ist die Eugenik?»,  
Basel 17. Februar 2006

Christoph Keller\*

## 1. Einleitend

Am 10. Januar dieses Jahres stellte die Nationale Ethikkommission im Bereich Humanmedizin in Bern ihre Stellungnahme «Forschung an menschlichen Embryonen und Föten» vor<sup>1</sup>, mit der «einige der ethisch heikelsten Fragen innerhalb des Regelungsbereichs des in der Schweiz geplanten umfassenden Humanforschungsgesetzes»<sup>2</sup> geklärt werden sollen. Die Aufgabe der bevorstehenden gesetzlichen Regelung<sup>3</sup>, schreibt die Kommission, zwingt dazu «die richtigen, d.h. der Sache und der Problematik angemessenen Differenzierungen zu finden und dabei gleichzeitig die grundsätzlichen ethischen Anliegen nicht aus dem Auge zu verlieren»<sup>4</sup>. Die Nationale Ethikkommission im Bereich Humanmedizin stellt aber auch klar, dass es angesichts der «stupenden Dynamik» der Forschung in diesem Bereich angebracht sei, «einmal getroffene Entscheidungen und einmal für überzeugend gehaltene Regeln nach Vorliegen neuer relevanter Fakten wieder zu überdenken»<sup>5</sup>.

Die Kommission umreisst hier ein fundamentales Dilemma der eigenen Bestrebungen bei der Suche nach geltenden und auch gültigen Normen im hier angesprochenen Thema der «Forschung an menschlichen Embryonen und Föten».

Dieses Dilemma manifestiert sich im Anspruch, einerseits einen bestimmten Sachbereich normativ-ethisch «richtig» regeln zu wollen, während gleichzeitig eingeräumt wird, dass diese einmal getroffene Regelung durch die «stupende Dynamik» der Forschung jederzeit wieder umgestossen werden kann. Für den Aussenstehenden wird damit nicht ohne weiteres klar, dass die Nationale Ethikkommission mit der Benennung des Dilemmas nicht nur in die Zukunft blickt, sondern ebenso in die Vergangenheit – sie blickt auch zurück in die Anfänge der «modernen» Genetik, also in die Zeit, als die pränatale Diagnostik Ende der sechziger und zu Beginn der siebziger Jahre mit der Einführung der Am-

---

\* NFP 51, Projekt «Normenbegründungen und Normendurchsetzungen in der Humangenetik», Prof. Hansjakob MÜLLER und Prof. Regina WECKER; hauptberuflich Redakteur bei Schweizer Radio DRS2, Redaktion Gesellschaft [www.drs2.ch](http://www.drs2.ch)

<sup>1</sup> Stellungnahme Nr. 11, verfügbar auf [www.nek-cne.ch](http://www.nek-cne.ch)

<sup>2</sup> Stellungnahme, S. 3

<sup>3</sup> dazu [www.ejpd.admin.ch](http://www.ejpd.admin.ch)

<sup>4</sup> ebenda

<sup>5</sup> ebenda, S. 4

niozentese eine erste, entscheidende Etappe auf dem Weg zum «Genetifizierung»<sup>6</sup> der menschlichen Fortpflanzung eröffnete – es ist die Geschichte der fortlaufenden Entwicklung immer differenzierterer, subtilerer und wirksamerer Methoden zur Überwachung, Steuerung und gegebenenfalls auch Beendigung der menschlichen Zeugung in vivo und in vitro und zugleich des ständigen Versuchs, mit Hilfe der Ethik dieser Entwicklung mehr oder weniger effizient Rechnung zu tragen;<sup>7</sup> und bereits wiederholt sich die Geschichte. Denn kaum haben die Stimmbürgerinnen das hastig zusammengeschusterte Gesetz über die Stammzellenforschung genehmigt, steht die Einführung der Präimplantationsdiagnostik bei besonders risikobehafteten Prädispositionen des Paares bevor<sup>8</sup>, womit die Palette zur Verfügung stehender Tests zur Überwachung der embryonalen Entwicklung um die Möglichkeit der Selektion in vitro komplettiert würde.

Der Verweis auf die «stupende Dynamik» der Entwicklung ist also zugleich ein Hinweis auf die seltsame «Normalität» einer rasanten Veränderung innert der letzten 30 Jahren, wie auch darauf, dass wir in Zukunft mehr erwarten können, viel mehr.

## **2. Ganz normale Eugenik**

Im Anschluss an die Präsentation des Berichts «Forschung an menschlichen Embryonen und Föten» wurde der Präsident der Nationalen Ethikkommission im Bereich Humanmedizin, Christoph Rehmann-Sutter, in einem Interview bei Schweizer Radio DRS2 gefragt, wie denn die Kommission (bei der Beurteilung von Ansätzen in der Forschung) die Grenze zwischen «normal» und «pathologisch», zwischen «gesund» und «krank» ziehe.

Der Präsident sagte<sup>9</sup>:

«Diese Grenzziehung ist komplex und konfliktreich, und sie kann auch nicht durch das Gesetz oder durch eine Stellungnahme der Kommission gezogen werden. Es muss für alle Beteiligten bewusst bleiben, dass man es mit einem konfliktreichen Abgrenzungsprozess zu tun hat, der bereits in der pränatalen Diagnostik eröffnet ist, und da gibt es eine Diskussion, seit es die pränatale Diagnostik gibt, ob wir uns da auf einem schlüpfrigen Abhang hin zur Eugenik befinden.»

---

<sup>6</sup> siehe dazu Christoph KELLER «Bargaining Normalcy», Das Aushandeln von Normalität in der Humangenetik am Beispiel der pränatalen Diagnostik. Forschungsgruppenseminar Christoph Rehmann-Sutter, 11. Januar 2005

<sup>7</sup> dazu in der Übersicht u.a. Irène DIETSCHI, Das Dilemma der pränatalen Diagnostik, Zürich 1998; Gisela Berg, Neue Reproduktionstechniken - zwischen Hilfe bei unfreiwilliger Kinderlosigkeit und Technisierung der Fortpflanzung, in: Sigrid GRAUMANN, Ingrid SCHNEIDER (Hg.) Verkörperte Technik - Entkörperte Frau, Frankfurt/Main, 2003, S. 21-40; Hansjakob MÜLLER, Medizinisch-genetische Diagnostik und genetische Beratung, in: Alberto BONDOLFI, Hansjakob MÜLLER (Hg.) Medizinische Ethik im ärztlichen Alltag, Basel/Bern 1999, S. 171-192

<sup>8</sup> 04.423, 04.3439 - Amtliches Bulletin - Nationalrat - 16.06.05-15h00: 04.423 Parlamentarische Initiative Gutzwiller Felix. Präimplantationsdiagnostik. Bewilligung, 04.3439 Motion WBK-NR (04.423). Zulassung der Präimplantationsdiagnostik

<sup>9</sup> Schweizer Radio DRS2, KONTEXT vom 11. 1. 2006

Und auf die Frage hin, welche Position Kommission in diesem Dilemma hin einnehme, sagte Christoph Rehmann-Sutter:

«Unsere Kommission befindet sich auf einer vorsichtigen Haltung gegenüber der Tendenz zur Liberalisierung der Eugenik, einen Begriff, den Jürgen Habermas in die Diskussion eingebracht hat, und den ich sehr treffend finde, weil mit dem Argument der freien Entscheidung des Individuums beziehungsweise des Paares heute etwas erreicht wird, bei dem alle wissen, dass da in der Summe, in der Summierung, aufgrund der vielen Einzelentscheidungen das alles innerhalb der Gesellschaft zu einer Gesamtmaßnahme sich ausweitet, das als staatliches, eugenisches Programm so niemals toleriert würde.»

Betrachten wir diese letzte Aussage genauer, so wird hier (erstens) zum Ausdruck gebracht, dass die Eugenik, zumindest in ihrer Ausprägung als «negative» Eugenik unter den Vorgaben der «freie Entscheidung des Individuums beziehungsweise des Paares» ihr Ziel erreicht hat, und zwar nicht als «staatliches Programm», sondern «aufgrund der vielen Einzelentscheidungen». Es wird (zweitens) deutlich ausgedrückt, dass der jetzt erreichte Stand der «Eugenik» nur akzeptiert wird, weil er im Gewand einer «liberalen Eugenik» daherkommt, die «aufgrund der vielen Einzelentscheidungen zu einer «Gesamtmaßnahme» sich ausgeweitet habe, die für den Fall, dass sie staatlich verordnet wäre, «so nie toleriert würde».

Sind wir also dort angelangt, wo manche schon immer hin wollten?

Im Folgenden wird die These diskutiert, dass die heutige Verbreitung pränataler, genetischer Diagnostik nicht als eine Entwicklung betrachtet werden kann, die im Gegensatz steht zu dem, was gemeinhin unter «Eugenik» verstanden wird – im Gegenteil wird angenommen, dass die heute verbreiteten Praktiken das Ergebnis eines spezifischen, lange angelegten Normalisierungsdiskurses<sup>10</sup> ist, der früh schon erkannte, dass der eugenische «Normalfall» nicht staatlicher Zwang sein darf, sondern freiwillige Einsicht in die Notwendigkeit unter dem Primat der Wissenschaft.<sup>11</sup>

### **3. Das Normale steuern**

Es gibt, schreibt Michel FOUCAULT in «Archäologie des Wissens», eine Art «Identität» oder eine «Hartnäckigkeit der Themen», die «wie ein Organismus, der seine Bedürfnisse, seine innere Kraft und seine Überlebensfähigkeiten besitzt, fähig ist, eine Gesamtheit von Diskursen zu binden und zu beleben»<sup>12</sup>, und er fragt gleich anschliessend «Könnte man nicht etwa als Einheit das konstituieren, was von Buffon bis zu Darwin das evolutionistische Thema gebildet hat?»<sup>13</sup>

---

<sup>10</sup> Zum Begriff siehe Jürgen LINK, Versuch über den Normalismus – wie Normalität produziert wird, Opladen, 1998

<sup>11</sup> Siehe dazu auch Christoph KELLER, «Bargaining Normalcy»

<sup>12</sup> Michel FOUCAULT, Archäologie des Wissens, Frankfurt/Main, 1981, S. 54

<sup>13</sup> ebenda

Man ist geneigt, diese Frage auch in Bezug auf die Eugenik aufzuwerfen und konkret zu fragen, ob es so etwas wie eine «diskursive Formation» gibt, die sich über die Zeit und durch die Texte hindurchzieht, die wir bislang, aufgrund unserer Fixierung auf die Gräueltaten, die im Namen der Eugenik im nationalsozialistischen Deutschland zwischen 1933 und 1945 begangen wurden, ausser Acht gelassen haben?<sup>14</sup> Könnte es sein, dass sich bei der erneuten Lektüre einschlägiger Texte, Interventionen, Reglemente, Gesetze ein spezifischer «Eigensinn» eugenischer Argumentation herauschält, der sich, wenn wir den ganzen Weg zurückblicken, in seiner ganzen persuasiven Kraft letztlich durchgesetzt hat, und zwar gerade nicht als ein Diskurs von «Zwang», sondern als eine Verführung zur Normalität?

«Normalisierung» lässt sich durch zwei «normalistische» Strategien erreichen, wenn wir dem Konzept von Jürgen LINK<sup>15</sup> folgen.

- Einerseits die als «protonormalistische Strategie» bezeichnete, deren Elemente (hier verkürzt dargestellt) in einer «harten semantischen und symbolischen Markierung der Grenze» bestehen, in einer «Tendenz zur Anlehnung der Normalität an Normativität» mitsamt einer «Taktik reiner Exklusion» etwa durch die «Stigmatisierung aller Auffälligen als Minusvarianten», dann auch in einer Tendenz zur «Anlehnung» der Normalität «an materielle Sonderterritorien».

- Andererseits die «flexibel-normalistische Strategie», die gekennzeichnet ist durch die «weiche und lockere semantische und symbolische Markierung der Grenze», durch eine «Tendenz zur Entfernung der Normalität von Normativität», durch eine «Taktik von Exklusion-Inklusion» beispielsweise durch ein «breites Spektrum von Behinderungen», weiter durch eine Tendenz zur zufallsabhängigen «Marginalisierung von locker gefügten Minoritäten»<sup>16</sup>.

Ohne hier auf die spezifischen Differenzierungen sowie auf die Debatten in und rund um das Konzept von «Normalisierung» von Jürgen LINK eingehen zu können<sup>17</sup>, wird vorgeschlagen, die grobe Unterscheidung un «protonormalistische» und «flexibel-normalistische Strategie» als Untersuchungskriterien auch für eine Reihe von Texten, Schriften, Pamphleten, Gesetzeswerken, Aufforderungen anzuwenden, die allesamt sich dem breiten, manchmal gerichteten,

---

<sup>14</sup> So die Fragestellung zu dieser Tagung: «Eugenische Vorstellungen und Massnahmen werden immer noch meist im Hinblick auf die Radikalisierung der deutschen Rassenhygiene im nationalsozialistischen Deutschland beurteilt. Die unterschiedliche Ausprägung eugenischer Vorstellungen und Massnahmen in demokratischen Staaten sind in ihrer historischen Dimension, aber auch in ihrer Bedeutung für gegenwärtige Entwicklungen, wenig berücksichtigt worden.

<sup>15</sup> LINK, a.a.O., S. 75 ff; siehe auch Jürgen LINK, Thomas LOER und Hartmut NEUENDORF (Hg.), Normalität im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg 2003, dort insbesondere Herbert Willems, Normalität, Normalisierung, Normalismus, S. 54ff.

<sup>16</sup> LINK, a.a.O., S. 79 und 79ff

<sup>17</sup> Siehe u.a. Ernst SCHULTE-HOLTHEY (Hg.), Grenzmarkierungen, Normalisierung und diskursive Ausgrenzung, 2004

meistens aber auch ungerichteten und disparaten Diskursfeld der «Eugenik» zuzuordnen lassen.

Dabei stellt sich nicht nur die Frage nach der Auswahl<sup>18</sup> dieser Texte und der sich umgebenden, weiteren Diskurse, sondern auch danach, welche Elemente des Diskurses bei der Analyse dieses «Dispositiv-Netzes» namens Normalität oder Normalisierung ins Auge zu fassen sind. Denn nur schon im Begriff der «Norm», schreiben Jakob TANNER und Philipp SARASIN, «fallen Kategorisierung und Ausgrenzung, Zugehörigkeit und Disziplin zusammen»<sup>19</sup>, und auch Jürgen LINK verweist darauf, dass das Feld des «Normalismus» durch «die partielle kulturelle Hegemonie spezial- und interdiskursiver Normalitäts-Dispositive konstituiert wird»<sup>20</sup>, weshalb es sinnvoll erscheint, angesichts der Komplexität der «Rede» über und zu Eugenik, einmal *prima vista* zu berücksichtigen, dass in den Diskursen mindestens zwei grundlegende Elemente mit transportiert werden, die zwei getrennte Felder betreffen (und für unser Vorhaben aus dem link'schen Konzept herausgeschält werden):

Zunächst einmal die Kategorien von «Normalität» und «Abnormalität» in bezug auf medizinische, anthropologische oder physiologische Gegebenheiten, also Vorstellungen darüber, was aus medizinischer, anthropologischer oder physiologischer Sicht als «normal» oder als «abnormal» zu gelten hat<sup>21</sup>:

Spätestens seit den grundlegenden Arbeiten von Georges CANGUILHEM<sup>22</sup>, der die «*normativité biologique*» definiert als Folge des Umstands, dass «*la vie, étant non pas seulement soumission au milieu mais institution de son milieu propre, pose par là même des valeurs non seulement dans le milieu mais aussi dans dans l'organisme même*»<sup>23</sup>, vor allem aber durch die Arbeiten von Michel FOUCAULT wird der Vermessung von Körpern, von biologischen Funktionen, von physiologischen Vorgängen als Grundlage «regulierender Kontrollen» grundlegende Bedeutung zugesprochen<sup>24</sup>. Die «Bio-Macht» entfaltet sich in der Zuschreibung dessen, was als «normal» oder als «abnormal» zu gelten hat, und zwar in den spezifisch diagnostisch-medizinischen Diskursen<sup>25</sup>

---

<sup>18</sup> In meinem Forschungsprojekt im Rahmen des NFP51 habe ich mich auf vier verschiedene «Texte» mitsamt der sie betreffenden «Diskurse» konzentriert: auf das Eheverbot von Art. 97 ZGB, auf die Bürgerrechtsbestimmungen im Kanton Basel-Stadt, auf das Flugblatt «Wählt einen gesunden Ehegatten», auf die Richtlinie «Genetische Untersuchungen am Menschen» der SAMW.

<sup>19</sup> Philipp SARASIN, Jakob TANNER (Hg.), *Physiologie und industrielle Gesellschaft, Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/Main, 1998, S. 20

<sup>20</sup> LINK, a.a.O., S. 81

<sup>21</sup> bei Jürgen LINK das zentrale Element «Status der Normalitätsgrenze», a.a.O., S. 79

<sup>22</sup> Georges CANGUILHEM, *Le normal et le pathologique*, Paris, 1966

<sup>23</sup> CANGUILHEM, a. a. O., S. 155

<sup>24</sup> Michel FOUCAULT, *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, München 1973

<sup>25</sup> dazu aus der populärwissenschaftlichen Ecke Jörg BLECH, *Die Krankheitserfinder - wie wir zu Patienten gemacht werden*, Frankfurt/Main, 2004; sowie Michel FOUCAULT, *Über Hermaphroditismus*, Frankfurt/Main, 1998, S. 10: «Kurz, die Phantasmagorien der Natur können den Irrungen der Ausschweifung dienen. Daher das *moralische* Interesse an der medizinischen Diagnose des *wahren* Geschlechts»..

ebenso wie in den ungerichteten anthropologisch-weltanschaulichen Diskursen, die einer Hierarchie der Rassen das Wort reden<sup>26</sup>, wie auch in den epidemiologisch-infektiologischen Diskursen, die einem spezifischen bakteriologischen oder viralen Infekt ein bestimmtes Gefährdungspotenzial zuschreiben, und schliesslich auch in den Vorstellungen von Vererbung, genetischer Devianz und Krankheit allgemein<sup>27</sup>.

Die zweite Ebene, die für unsere Fragestellung von Belang ist, betrifft die Frage nach der Steuerung dieser als «normal» oder als «abnormal» definierten biologisch-medizinischen Vorgänge, also die Frage danach, wie diese Prozesse «normalerweise» gelenkt, durchgesetzt, oder gar kontrolliert werden sollen. Im Zentrum steht das Problem der normativen Ausgestaltung von «Biopolitik», die Frage also, mit welchen Mitteln die Normalitätsvorstellungen auch durchgesetzt werden sollen.

Jürgen LINK schlägt diesbezüglich eine Scheidung zwischen «Aussenlenkung, Dressur, autoritärer Charakter, Konformismus» bei der protonormalistischen Strategie, «Selbst-Normalisierung, Selbst-Adjustierung, selbständiger Risiko- und Kompensationskalkül» bei der flexibel-normalistischen Strategie vor<sup>28</sup>, eine Unterscheidung, die insbesondere auf Michel FOUCAULT und auf das Konzept der «Gouvernementalität» verweist. Unter «Gouvernementalität» verstand FOUCAULT eine «Gesamtheit» von Strategien, «gebildet aus Institutionen, den Verfahren, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken, die es gestatten, diese recht spezifische und doch komplexe Form der Macht auszuüben»<sup>29</sup>; der Gouvernementalität wohne eine «Tendenz oder die Kraftlinie» inne, «die im gesamten Abendland unablässig und seit sehr langer Zeit zur Vorrangstellung dieses Machttypus, den man als Regierung bezeichnen kann, gegenüber allen anderen – Souveränität, Disziplin – geführt hat»<sup>30</sup>.

Michel FOUCAULT hat die Vorrangstellung der Gouvernementalität in der «Biomacht» früh schon erkannt; er verstand darunter «den Eintritt des Lebens und seiner Mechanismen in den Bereich der bewussten Kalküle und die Verwandlung des Macht-Wissens in einen Transformationsagenten des menschlichen Lebens»<sup>31</sup>. Das «Macht-Wissen» als «Transformationsagent» ist die Voraussetzung für die freiwillige Unterwerfung des Individuums unter das Normalitätsdispositiv, oder in den Worten von Elisabeth BRITT<sup>32</sup>, die, bezugnehm-

---

<sup>26</sup> Philipp SARASIN, Reizbare Maschinen, Eine Geschichte des Körpers, 1765-1914, Frankfurt/Main 2001, S. 249ff

<sup>27</sup> Dazu Christoph KELLER, Entartete Gene? Vier Thesen zur Biopolitik, in: ders., Building Bodies - der Mensch im biotechnischen Zeitalter, Zürich, 2003, S. 194ff.

<sup>28</sup> LINK, a.a.O., S. 80

<sup>29</sup> FOUCAULT, ebenda. S. 64

<sup>30</sup> FOUCAULT, ebenda, S. 65

<sup>31</sup> Michel FOUCAULT, Der Wille zum Wissen, Sexualität und Wahrheit, Frankfurt/Main, 1977, S. 170

<sup>32</sup> BRITT, Lisabeth C., Conceiving Normalcy, Rhetoric, Law and the Double Binds of Infertility, Tuscaloosa & London, 2001, S. 11

mend auf die Arbeiten von EWALD<sup>33</sup> schreibt «*Normalization can achieve its purposes only through negotiation and agreement about language. Seeking to eliminate ambiguity in measurement, normalization attempts to settle on common definitions, terminology and categorization*», also Sprache als Transformationselement im Machtdispositiv der Normalität, Normalisierung als Strategie, sich auf gemeinsame Definitionen, Terminologie und Kategorisierungen abzustützen.

#### 4. Wissenschaft, Norm, Urteil

In seinem Buch «Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen, Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus», erschienen 1895<sup>34</sup>, schreibt der prominente deutsche Rassenhygieniker Alfred PLOETZ, es gehe ihm darum, «die Grundlinien einer Art rassenhygienischer Utopie» zu formulieren. Der Leser solle «über deren komisches und grausames Äussere nicht zu erschrecken», denn:

«(E)s ist ja eben nur eine Utopie von einem einseitigen, durchaus nicht allein berechtigten Standpunkt aus, welcher nur den Conflict der bis in ihre Consequenzen verfolgten Anschauungen gewisser darwinistischer Kreise mit unseren Culturidealen deutlich hervortreten lassen soll».

Liest man die nachfolgende Geschichte eines «jungen Ehepaar(s), dem die Fortpflanzung auf Grund ihrer Qualitäten, wie wir nachher hoch sehen werden, erlaubt war», so trifft man Satz für Satz auf normative Vorstellungen. Es wimmelt in diesem Text von «soll»-Vorschriften, denn die PLOETZ'sche Utopie ist eine Zwangsgesellschaft, in der Elemente der späteren real existierenden nationalsozialistischen Herrschaft vorweggenommen werden: ein «sanfter Tod» für das «schwächliche oder missgestaltete Kind», «gesetzliches Verbot» der Zeugung von Kindern nach einem bestimmten Alter der Eltern mit der Folge im Fall der Zuwiderhandlung, dass das Neugeborene «ausgemerzt» würde, eine Prüfung in Rassenkunde, deren «Censuren» dann darüber entscheiden sollen, ob der Proband «keine, eines, zwei drei oder mehr Kinder zeugen in der Ehe»<sup>35</sup>.

Der Text kann, in seinem Anspruch, die «Tüchtigkeit der Rasse» zu heben und die Schwachen «zu schützen» als prototypisch für eine ganze Generation von Aufsätzen, Büchern und Reden zum Thema gelesen werden, die sich durch zwei Eigenschaften auszeichnen: Erstens ein ausgesprochen normatives Verständnis von Differenz, mit einer klaren Scheidung von «normal» und «abnormal», «defect» oder «vorzüglich», ohne dass hier allerdings ein biologischer, gar

---

<sup>33</sup> EWALD, F., Norms, Risks and the Law, in: R. POST, ed. Law and the Order of Culture, 138-161, Berkeley, 1991

<sup>34</sup> Berlin, 1895, zitiert nach: Ludger WEß, Die Träume der Genetik, Gentechnische Utopien vom sozialen Fortschritt, S. 96 ff

<sup>35</sup> ebenda, S. 97

ein genetischer oder sonstiger wissenschaftlich nachprüfbarer<sup>36</sup> Begründungszusammenhang als Stütze für die Richtigkeit dieser scharfen und zugleich diffusen Trennungen geliefert würde; zweitens treffen wir in diesem Text durchwegs «protonormalistische» Vorstellungen von der Herstellung einer Welt, in der «eine rasche Vervollkommnung der Rasse zu erwarten (ist)», und der «strenge» Rassenhygieniker wird dargestellt als einer, der für «Dinge wie Krankheits- und Arbeitslosen-Versicherung, wie die Hülfe des Arztes, hauptsächlich des Geburtshelfers» nur ein «missbilligendes Achselzucken haben wird», denn er soll darüber wachen, dass der «Kampf um's Dasein (...) in seiner vollen Schärfe erhalten» bleibt, mit anderen Worten: die vollständige Unterwerfung unter das Prinzip der «Zuchtwahl» steht an oberster Stelle.

Die Argumente in diesem Text kommen uns bekannt vor:

Betrachtet man das, was man grob als die «deutsche Tradition der Eugenik» bezeichnen könnte, so zieht sich diese protonormalistische Argumentation weitestgehend durch die populärwissenschaftlichen, aber auch durch die wissenschaftlichen Texte, handle es sich nun um eugenisch motivierte Texte, die sich dem Wohl der «Rasse» annehmen wollen, oder um Abhandlungen zur «Volks-gesundheit» oder zur «Erbgesundheit». Ein eigener Topos wohnt diesen Texten inne, einer, der sich von den frühen Ansätzen eines Alfred PLOETZ hindurchzieht bis zu den Argumenten eines Ernst RÜDIN, bis zu jener Passage in Adolf HITLERS «Mein Kampf», in dem es heisst:

«(Der völkische Staat) hat, was irgendwie ersichtlich krank und erblich belastet und damit weiter belastend ist, zeugungsunfähig zu erklären und dies auch praktisch durchzusetzen (... ) Der völkische Staat hat hier die ungeheuerste Erziehungsarbeit zu leisten. Sie wird aber dereinst auch als eine grössere Tat erscheinen, als es die siegreichsten Kriege unseres heutigen bürgerlichen Zeitalters sind.»

Abermals verkürzt formuliert, findet sich in diesem eugenischen Argumentationsstrang der Nationalsozialisten<sup>37</sup> nicht nur ein ausgesprochen autoritäres Verständnis von der Durchsetzung eugenischer oder rassenhygienischer Massnahmen, nicht nur eine ausgeprägt statische, starre Anschauung von dem, was als «normal» oder als «abnormal» zu gelten hat, sondern es ist auch auffällig, dass sich diese Scheidung nicht gerade mit wissenschaftlicher Evidenz hervor-tut. Das «irgendwie» und das «ersichtlich» in Zusammenhang mit «krank» und «erblich belastet» in «Mein Kampf» verweist auf die fehlende Fundiertheit der rassistischen, aber auch der eugenischen Argumentation in Deutschland.

Die scharfe, Jürgen LINK würde sagen: fixe und stabile «Stigma-Grenze», verbunden mit einem «kompakten und atomistisch-massiven» sogenannten

---

<sup>36</sup> «wissenschaftlich» wird hier in einem zunächst positivistischen, und deshalb auch vereinfachten Verständnis verstanden als eine Aussage, die auch von einer anderen Person in einem entsprechend gesicherten, experimentellen Verfahren jederzeit überprüfbar ist.

<sup>37</sup> dazu Christoph KELLER, Der Schädelvermesser - Otto Schlaginhaufen, Anthropologe und Rassenhygieniker, Zürich, 1995

«Normalblock» mit einer starken Anlehnung an «Typologien», in der «nationalsozialistischen» Tradition der Eugenik beruht zentral auf den drei Pfeilern (1) «Rassendiskurs» mit der Annahme einer «Degeneration» der arischen Rasse durch «fremdartige», namentlich «jüdische» Einflüsse<sup>38</sup>, (2) der Annahme, dass sich durch gezielte «Auslese» über die Generationen hinweg eine «Verbesserung der Rasse» erreichen liesse<sup>39</sup> – eine Hypothese, die dem Gesetz über die Vererbung erbkranken Nachwuchses konstitutiv zugrundeliegt und auf die «statistische Erblehre» zurückgeführt werden kann – (3) einer ganzen Reihe anthropologisch-phänomenologisch oder auch morphologisch geprägter «Rassenstudien», die im Grenzbereich von «Erblehre» und biometrischen Verfahren Ergebnisse zur «Bastardisierung» oder zur «Konstitutionslehre» lieferten<sup>40</sup>, während die menschliche Genetik mit ihren experimentellen Aspekten weitgehend ausser Acht blieb. Vielmehr, schreiben WEINGART/KROLL/BAYERTZ, blieb in Deutschland die «menschliche Erblehre» zwar «als genetische Unterdisziplin bestehen, war aber kein zentraler genetischer Teilbereich»<sup>41</sup>; und selbst wenn mit der Bildung der «Deutschen Gesellschaft für Vererbungswissenschaft» 1921 und mit der Gründung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin eigentlich «vererbungswissenschaftlich» oder «genetisch» orientierte Institutionen ins Leben gerufen wurden, blieb die Genetik als Lehre ein blosses Mittel zum Zweck einer späteren Sozialpolitik und kam in Deutschland nie wirklich zum Zug, oder anders gesagt: das Genom der *Drosophila*, Forschungsobjekt, Spielzeug, aber auch ständiges Korrektiv für die Hypothesen der angelsächsischen Genetiker, war in der «deutschen» und dann auch in der «nationalsozialistischen» Tradition der Eugenik kaum ein Thema.

Wenn die Annahme stimmt, dass dauerhafte Normalisierung sich nur über «*negotiation and agreement about language*» herstellen lässt, wenn es zutrifft, dass Normalisierung essentiell auf «*common definitions, terminology and categorization*»<sup>42</sup>, dann kann gesagt werden, dass es der «deutschen» oder späteren «nationalsozialistischen» Eugenik an der notwendigen Voraussetzung für eine dauerhafte persuasive Strategie fehlte: die wissenschaftliche Evidenz für die Richtigkeit der getroffenen Annahmen – oder nochmals in den Worten von WEINGART/BAYERTZ/KROLL: «Als deduktive Kategorie war der Rassenbegriff empirisch unbrauchbar, als induktive nur schwer verifizierbar».

Fehlende Evidenz im gesellschaftlichen Diskurs kann nur durch ideologische Überhöhung, durch Zwang, durch Gewalt durchgesetzt werden; ihre Essenz ist nicht Überzeugung, sondern Unterwerfung, und das Ergebnis ist nicht freiwillige Zustimmung aufgrund von Einsicht, sondern Adaptation. So betrachtet stellt sich das historische Datum von 1945 als eine historische Sollbruchstelle dar, an der nicht nur der nationalsozialistische Machtapparat kollabierte, sondern

---

<sup>38</sup> dieser Tradition verpflichtet etwa Ploetz, Lenz, Günther,

<sup>39</sup> in dieser Tradition insbesondere Rüdin

<sup>40</sup> dazu namentlich Fischer

<sup>41</sup> WEINGART/BAYERTZ/KROLL, a. a. O., S. 352

<sup>42</sup> BRITT, a. a. O.

an der auch (für alle Welt sichtbar anhand der Bilder aus den Konzentrationslagern) die scheinbare «Normalität» rassistisch induzierter Eugenik in sich zusammenbrach; nicht, dass sie damit endgültig vom Erdboden verschwunden wäre, aber zumindest deklaratorisch wurde ihr Ende 1948 und 1950 mit den UNESCO-Deklarationen, die sich entschieden gegen den «Mythos der Rasse» stellten, besiegelt<sup>43</sup>.

### 5. Normalität, Evidenz, Praxis

Das immer wieder auch rhetorisch gewendete Argument, es könnte im Zusammenhang mit den immer differenzierteren Methoden der Pränatalen Diagnostik und anderer genetischer Testverfahren zu einem «Rückfall in die Eugenik» kommen, beruht implizit über weite Strecken auf der Vorstellung von der «nationalsozialistischen Eugenik» als Referenzpunkt für die Eugenik überhaupt – die Gräueltaten der Konzentrationslager, die Praxis der Sterilisierung, die Euthanasie am «lebensunwerten Leben», der arische Rassenwahn sind die Schreckensvisionen, an denen sich die heutige Realität misst. Dafür verantwortlich sind immer wieder die Genetiker selber, die sich selbst nach dem Bruch von 1945 nicht genügend deutlich, weder institutionell noch argumentativ, vom damaligen Gedankengut distanziert haben; und die Belege dafür, dass die Genetik nach wie vor von rassistischen oder geschlechtlichen Vorurteilen getrieben wird, finden sich zuhauf – so müssen sie sich gefallen lassen, dass in weiten Kreisen der Dämon des «Rassenwahns» aufrechterhalten bleibt und auch bleiben muss<sup>44</sup>.

Dennoch ist damit noch nicht entschieden, ob die heutigen Methoden der Pränatalen Diagnostik sowie weiterer Gentests in Bezug auf die Eugenik tatsächlich in einem Verhältnis des «Bruchs» oder der «Kontinuität» stehen<sup>45</sup>, und wenn ja, in Bezug auf welche Eugenik.

Thomas LEMKE kommt in seiner entsprechenden Untersuchung über «Kontinuitäten» oder «Diskontinuitäten» zwischen der modernen Form der genetischen Tests und der «alten» Eugenik zum Schluss, wonach *«paradoxically, it is exactly the fact that reproduction by means of the new biotechnologies becomes the object of free decision-making and individual planning that makes this society inevitably eugenic»*<sup>46</sup>; selbst die Entscheidung gegen die Durchführung einer pränatalen Diagnose, meint LEMKE, habe in der heutigen Gesellschaft eine eugenische Qualität, weil auch der Entscheid dagegen vor der normativen Folie der vorhandenen genetischen Testmöglichkeiten gefällt werde.

---

<sup>43</sup> Christoph KELLER, Schädelvermesser, S. 248, sowie 252 ff. Dort sagt Eugen FISCHER, in einem fiktiven Gespräch mit belegten Stellen nach 1945: «Auch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist uns doch eine schöne grosse Aufgabe gestellt – gerade jetzt, wo Biochemie und Biophysik sich anschicken, bis an die theoretischen und wirklichen Grenzen des erforschbaren Lebens vorzustossen.»

<sup>44</sup> Nancy ORDOVER, *American Eugenics, Race, Queer Anatomy, and the Science of Nationalism*, Minneapolis, London, 2003

<sup>45</sup> dazu Thomas LEMKE, Genetic Testing, Eugenics and Risk, in: *Critical Public Health*, 12. Jg, Nr. 3, 2002, S. 283-290

<sup>46</sup> LEMKE a. a. O., S. 289

Das Diktat der Rede von den «genetischen Risiken», so LEMKE, führe dazu, dass

*«The risk discourse does not depend on the authority of the state but on the autonomy of the individual. Instead of eugenic programs enforced by state institutions, relying primarily on repressive means, there we find apparatuses of risk, aiming at the productive enhancement of the individual human capital of self determination and choice.»<sup>47</sup>*

LEMKE lässt keinen Zweifel offen, dass er diesen Diskurs für wirkungsmächtiger hält als staatliche eugenische Programme, denn er betrifft nicht nur die staatlich stigmatisierten Gruppen, sondern tatsächlich jeden. Die Feststellung aber, dass heute «genetische Verantwortung» und «Selbstgouvernanz»<sup>48</sup> tatsächlich dazu führen, dass heute «etwas erreicht wird, bei dem alle wissen, dass da in der Summe, in der Summierung, aufgrund der vielen Einzelentscheidungen das alles innerhalb der Gesellschaft zu einer Gesamtmaßnahme sich ausweitet, das als staatliches, eugenisches Programm so niemals toleriert würde»<sup>49</sup>, wie Christoph REHMANN-SUTTER formulierte, diese Feststellung enthebt uns nicht der Aufgabe zu fragen, wo die historischen Wurzeln dieser von Jürgen HABERMAS so bezeichneten «liberalen» Eugenik denn eigentlich liegen, welcher diskursive Strang sich da durch die Jahrzehnte zieht, mit der ihm eigenen Beharrlichkeit.

Eine Antwort kann der Rückgriff auf einige Texte liefern, die in der angelsächsischen, vor allem amerikanischen eugenischen Tradition stehen.

Nicht anders als in Deutschland entwickelte sich auch in den USA «die genetische Wissenschaft zum Teil in Personalunion mit der eugenischen Bewegung»<sup>50</sup>, und die Eugenik wurde, wie im europäischen Raum auch, zu einer «Mode». Anders aber als in Deutschland, wurden, wie WEINGART/KROLL/BAYERTZ ausführen, neuere wissenschaftliche Erkenntnisse stärker rezipiert als in der deutschen Eugenik. Namentlich das «Hardy-Weinbergsche Gesetz», das nachwies, dass es ausserordentlich lange braucht, bis ein bestimmtes rezessives Gen aus einer Gesamtpopulation «eliminiert» werden kann, führte zu einer Verunsicherung in bezug auf den Erfolg von Sterilisierungsprogrammen. Vor allem aber führte ein bedeutender Schritt in der genetischen Forschung zu Erkenntnissen, welche die simplizistischen «rassenhygienischen» Annahmen stark in Frage stellten: der Beginn der eigentlich experimentellen Genetik. Sie ist anzusetzen mit den ersten Forschungen an der Fruchtfliege *Drosophila*, die Thomas Hunt MORGAN nach 1908 an der Columbia-University begann, ein neuer, aufregender Ansatz, der viele jüngere Forscher anzog und zur Bildung der soge-

---

<sup>47</sup> Lemke, a.a.O. S. 287

<sup>48</sup> ROSE, Nikolas, Expertise and the government of conduct, in: *Studies in Law, Politics and Society*, Vol. 14, 1994, S. 359-367; ROSE, Nikolas, *Governing the Soul: The Shaping of the Private Self*, London 1990

<sup>49</sup> oben, S. 2

<sup>50</sup> WEINGART/KROLL/BAYERTZ, a. a. O., S.

nannten «Drosophila-Gruppe» führte<sup>51</sup>. Die Hinwendung zum Experiment bedeutete auch die Abwendung zumindest eines Teils der Genetiker von der eugenischen Bewegung mit ihren unüberprüfbar, rassistischen Einschätzungen, vor allem im Umfeld des «Eugenic Record Office»; in den dreissiger Jahren dann schlug die verbreitete Skepsis in offene Feindschaft gegen die deutsche Rassenhygiene und mit ihr gegen die Rassentheorien allgemein um.

Das alles aber hiess nun nicht, dass die Genetiker im Umfeld von MORGAN den eugenischen Zielen abschworen, ganz im Gegenteil.

Aber sie hatten, aufgrund der im Labor gemachten Erfahrungen eine Reihe von Einsichten gewonnen, die sich sukzessive und über die Jahre, entlang einer Unzahl von Publikationen, zu einer Wissenschaft entwickelte, die sich mit ihren eigenen Methoden, ihren eigenen Fragestellungen deutlich von den kruden Vorstellungen vieler Eugeniker; und während die Rassenhygieniker in Deutschland ihre Theorien mit Getöse verkündeten, arbeiteten die amerikanischen Genetiker, unter denen sich bald auch Hermann Joseph MULLER hervortat, mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit an ihren genetischen Problemen. Erst wenige Tage vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs nahmen 23 führende angloamerikanischen Genetiker, die in Edinburgh zum siebten internationalen Genetiker-Kongress angereist waren, die Gelegenheit einer Anfrage der Zeitschrift «Science»<sup>52</sup> wahr, um in der Form eines Manifests klar zu stellen, in welche Richtung die zukünftige Eugenik gehen sollte.<sup>53</sup> Das viel diskutierte Genetiker-Manifest von 1939 entstand vor dem Hintergrund der sozialistischen Ideale, welche die Genetiker vertrugen, aber vor allem auch aus dem Bedürfnis heraus, in dieser historischen Situation sich klar gegenüber der nationalsozialistischen Eugenik abzugrenzen.

Festgehalten wurde in diesem Text zunächst, dass es «ohne ökonomische und soziale Bedingungen, die allen Mitgliedern der Gesellschaft ungefähr gleiche Chancen einräumten», keine wirksame Grundlage dafür geben könne, «den inneren Wert unterschiedlicher Personen einzuschätzen». Damit lieferten die Genetiker<sup>54</sup> ein klares Bekenntnis dafür ab, dass es nach wie vor zumindest unklar sei, ob die «schädlichen» Eigenschaften, die im Fokus der Bestrebungen der Eugeniker standen, soziale oder «erbliche» Gründe haben; erst die Chancengleichheit für alle Menschen, werde zeigen, schrieben die Eugeniker, was «gut» sei und was nicht. Das Manifest forderte denn auch die «Abschaffung von Rassenvorurteilen oder der unwissenschaftlichen Doktrin, dass gute oder schlechte Gene das Monopol bestimmter Völker oder Personen mit Merkmalen einer bestimmten Art sind», gefordert wurde auch eine weitgehende soziale Fürsorge für die werdende Mutter und die Familie sowie die «Legalisierung, allgemeine

---

<sup>51</sup> Ludger WEß, Die Träume der Genetik, Hamburg 1989, S. 14 f; Weingart/Kroll/Bayertz, S. 328 ff.

<sup>52</sup> Die Frage lautete «Wie liesse sich die Weltbevölkerung genetisch am wirksamsten verbessern?»

<sup>53</sup> Social Biology and Population Improvement in: Nature, Band 144 (1939), S. 521-522, zit. nach Ludger WEß, a. a. O., S. 157ff.

<sup>54</sup> Unterzeichnet wurde das Manifest u.a. von J.B.S. Haldane, J.S. Huxley, J. Needham, Th. Dobzhansky, H.J. Muller, J. Schultz.

Verbreitung und wissenschaftliche Weiterentwicklung immer wirkungsvollerer Mittel zur Geburtenkontrolle» – eine Steuerung der Elternschaft wird angestrebt, die aber – und das ist der entscheidende Punkt – «freiwillig» sein soll.

Damit diese «Freiwilligkeit» auch funktioniert, schreiben die Genetiker, damit man sich «darauf verlassen kann, dass die Menschen allgemein oder der Staat, der sie repräsentieren soll, sich rationale Methoden zur Regelung ihrer Fortpflanzung zu eigen machen», brauche es eine «wesentlich grössere Verbreitung biologischer Grundlagenkenntnisse»; damit die richtigen Entscheidungen getroffen werden, «aufgrund einer bewussten Entscheidung, oder aber als automatische Folge ihrer Lebensweise», müssten die Menschen «den gesellschaftlichen Wert, den eine umsichtig geleitete Selektion hätte, richtig einschätzen», und dies sei nur möglich unter der Voraussetzung, dass «eine weitaus umfangreichere und gründlichere Forschung im Bereich der Humangenetik und zahlreicher damit zusammenhängender Untersuchungsgebiete» an die Hand genommen werde.

Abwendung von unwissenschaftlichen Rassentheorien, Abkopplung genetischer von sozialen Fragen, Förderung der Einsicht in die Notwendigkeit und Freiwilligkeit als erste Voraussetzung für das Gelingen, gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse als Grundlage für ein gesellschaftliches «Agreement» – mit diesen Vorstellungen äusserten die in Edinburgh versammelten Genetiker in den letzten Augusttagen des Jahres 1939 ihre Vorstellungen von einer ganz anderen Entwicklung der Eugenik (oder der Genetik): eine flexible, offenere Eugenik, die auf dem wesentlichen Kriterium der Einsicht in wissenschaftlich überprüfbare Zusammenhänge beruht. Entscheidend war tatsächlich, dass die Genetiker im Verlauf ihrer Untersuchungen erkannt hatten, dass einzig wissenschaftliche Erkenntnisse die entscheidende, weil überprüfbare Grundlage für das alles entscheidende «*agreement about language*»<sup>55</sup> darstellen, dass einzig wissenschaftliche Diskurse jene «*common definitions, terminology and categorization*»<sup>56</sup> produzieren können, die als Voraussetzung notwendig wären, damit eine «Brücke» zwischen Genetikern und den Betroffenen (die nach dem Krieg nicht mehr als «Erbgeschädigte» daherkamen, sondern als «Patienten» oder als «Ratsuchende») funktioniert.

Beschrieben wurde insgesamt das, was Jürgen LINK eine «flexibel-normalistische Strategie» bezeichnen würde: eine deutliche Distanzierung von den autoritären, unter Zwang durchgesetzten eugenischen Konzepten, eine erkennbare Hinwendung zu «dynamischen und in der Zeit variablen Grenzen» von Normalität<sup>57</sup>, basierend vor allem auf «Subjekt-Taktiken», die auf «Selbst-Normalisierung, Selbst-Adjustierung, selbständiger Risiko- und Kompensationskalkül» aus sind.

---

<sup>55</sup> Elisabeth BRITT, a.a.O

<sup>56</sup> ebenda

<sup>57</sup> LINK, a.a.O., St. 79ff.

Diese Strategie, noch in den späten dreissiger Jahren als Manifest formuliert, verdichtete sich zu einem anwendbaren Konzept in dem Masse, als die Genetik sukzessive ihre überprüfbareren, nachvollziehbaren und vor allem auch praktisch anwendbaren Evidenzen produzierte.

## **6. Einsichten, Autonomie, Erfahrung**

Aus der Vielzahl der Erkenntnisse, die dank den Verfahren der experimentellen Genetik zu ersten, gesicherten Einsichten in die Funktionsweise der Vererbung, in die Gesetzmässigkeiten genetischer Veränderungen und Mutationen und in die eventuell denkbaren «Korrekturen» führten, gibt es eine, die über die wissenschaftliche Gemeinschaft hinaus «elektrisierend» wirkte: die Entdeckung der Amniozentese.

Im Verlauf der 50er Jahre<sup>58</sup> wurde eine Technik entwickelt, die zunächst dafür gedacht war, um durch Punktion der Fruchtblase die Menge des Fruchtwassers zu reduzieren. Das entnommene Fruchtwasser wurde aber nicht einfach entsorgt, sondern zur Untersuchung bestimmter Unverträglichkeiten, etwa der Rhesus-Unverträglichkeit, verwendet; und von diesen ersten biochemischen Untersuchungen des Fruchtwassers war es dann nicht weit bis zur Entdeckung der sogenannten Barr-Körperchen. Diese Körperchen ermöglichten den Genetikern, «bei geschlechtsgebundenen Erbkrankheiten, deren Wiederholungswahrscheinlichkeit bisher nur aufgrund einer Stammbaumanalyse mit gewissen Wahrscheinlichkeiten vorhergesagt werden konnte, viel genauere Aussagen zu machen»<sup>59</sup>. Im Jahr 1959 dann machte Jérôme LEJEUNE die Entdeckung, dass dem Mongolismus oder dem Down-Syndrom eine Chromosomenaberration zugrunde lag, ein überzähliges Chromosom 21. Diese Entdeckung «weckte fast schlagartig das Interesse der Medizinischen Genetik»<sup>60</sup> – und über die Kreise der medizinischen Genetik hinaus wurde das, was bisher als «Mongoloide Idiotie» beschrieben wurde, zu einem genetischen Problem. Aber man war noch weit davon entfernt, die Entdeckung LEJEUNES und die Amniozentese zu einer praktischen Massnahme verbinden zu können; noch 1962 schrieb Günter PLIESS in einem Aufsatz über «pränatale Schäden»<sup>61</sup> unter dem Kapitel «Ärztliche Schwangeren-Fürsorge» viel über die Untersuchung von Blutgruppen, der serologischen Untersuchung von Listeriose, Gestose, weiter soll man, riet der Arzt, pränatalen Infektionen möglichst vorbeugen, und so weiter. Die Möglichkeit, mittels Fruchtwasserpunktion einen Einblick in die chromosomale und damit auch genetische Qualität des werdenden Kindes zu erhalten, wurde nicht einmal erwähnt. 1963 beschrieben dann FUCHS und PHILIP die Amniozentese

---

<sup>58</sup> dazu der Überblick in ARZ DE FALCO, Andrea, Töten als Anmassung, Lebenlassen als Zumutung: die kontroverse Diskussion um Ziele und Konsequenzen der Pränataldiagnostik, Freiburg i.Ü., 1996, S. 181 ff;

<sup>59</sup> ebenda, S. 182

<sup>60</sup> Hans MOSER, Genetische Beratung und Familienplanung, Analyse von 453 Beratungssituationen und Resultate einer Langzeitstudie über die Entscheidungsverhalten der Ratsuchenden, Bern 1980

<sup>61</sup> Günther PLIESS, Pränatale Schäden, in: Ergebnisse der Inneren Medizin und Kinderheilkunde, 1962

als eine verlässliche und sichere Methode – die sich allerdings noch im Experimentalstadium befand; erst 1968 wurde erstmals eine Schwangerschaftsabbruch nach einer Amniozentese dokumentiert<sup>62</sup>.

Dieser erste Schwangerschaftsabbruch<sup>63</sup> durch Amniozentese stellt zweifellos einen Bruch dar, einen diagnostischen Quantensprung, der, um mit Thomas KUHN zu sprechen, einen «Fortschritt im Auge des Beobachters» mit sich führte<sup>64</sup>: aus der diffusen «mongoloiden Idiotie» wurde eine klar diagnostizierbare Chromosomenaberration, und vor allem wurde aus dem behinderten Kind, das bisher schicksalhaft hinzunehmen war, ein Fetus, der – aus welcher Indikation auch immer – aus der Welt entfernt werden konnte.

Betrachten wir einige Texte, die in der Schweiz im Zusammenhang mit den ersten pränatalen Diagnosen dank Amniozentese erschienen sind, finden wir die oben skizzierten Elemente einer «flexibel-normalistischen Strategie» wieder. Einer der Promotoren der pränatalen Diagnostik in der Schweiz, der Berner Genetiker Hans Moser, hat sich im Einführungskapitel zu seinem Buch «Genetische Beratung und Familienplanung» dazu entschieden, der pränatalen Diagnostik sozusagen babylonische Ursprünge zuzuschreiben:

«Die erste historisch erwähnte Massnahme, die zur Verhütung einer erblich bedingten Störung beim Menschen diente, ist wohl die vor etwa 1500 Jahren im babylonischen Talmud beschriebene Empfehlung, eine Beschneidung bei neugeborenen Knaben dann zu unterlassen, wenn bereits einer oder mehrere seiner Brüder an diesem Eingriff verstorben sind, ein Hinweis somit auf die geschlechtsgebunden vererbte Hämophilie»<sup>65</sup>

Gleichzeitig mit dieser weit zurückreichenden Historisierung bemüht sich Hans Moser um Distanznahme gegenüber den eugenischen Praktiken der Nationalsozialisten, und er stellt die genetische Beratung dar als Fortsetzung des ärztlichen Auftrags, «durch Erbleiden bedingtes Unglück für den einzelnen und seine Familie zu verhüten», wie es in einem Leitfaden für genetische Beratung heisst<sup>66</sup>. Das Bedürfnis nach Abgrenzung, oder nach dem deutlichen Aufzeigen der neuen Bedingungen für die «neue Normalität» in der Humangenetik war gross, auch, was die Aufgabe der genetischen Beratung angeht. Hier betonten sämtliche Autoren, die in den späten sechziger und in den frühen siebziger Jahren über die Amniozentese schrieben, die Notwendigkeit, dass die Beratung «nicht dirigistisch», «nicht eingreifend» sein dürfe. Wieder waren es amerikanische Psy-

---

<sup>62</sup> SCHWARTZ COWAN, Ruth, Aspects of the History of Prenatal Diagnosis, in: Fetal Diagnosis and Therapy 8 (1993), supp 1, 10-17, S. 12

<sup>63</sup> Weil dieser Schwangerschaftsabbruch der erste im Zeitalter medizinischer pränataler Diagnostik war, wurde der abgetriebene Fötus dann auch intensiven Untersuchungen unterzogen, um herauszufinden, ob die im Fruchtwasser festgestellten Aberrationen tatsächlich auch in den Chromosomen des Abgetriebenen wiederfanden.

<sup>64</sup> KUHN, Thomas, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a.M., 1976, S. 174 f.

<sup>65</sup> a.a.O., S. 13

<sup>66</sup> FUHRMANN, Walter, VOGEL, Friedrich, Genetische Familienberatung, Ein Leitfaden für den Arzt, Berlin, Heidelberg, New York, 1968

chologen und Genetiker, die bereits in den frühen Fünfziger Jahren als erste das Gebot des «Informed consent» und das Prinzip der Patientenautonomie auf das genetische Beratungsgespräch anwandten und erkannten, dass die persuasive Kraft einer exakten genetischen Diagnose machtvoller war, als jede staatliche Zwangsmassnahme; und sie vertrauten darauf, dass bei positivem Befund das Streben nach individuellem Glück als Entscheidungsmaßstab für (oder, in den seltenen Fällen, gegen) einen Abort genügen würde. Der amerikanische Genetiker Seymour KESSLER, einer der ersten, der systematisch die Bedeutung psychischer Faktoren in der genetischen Beratung untersuchte, schrieb in seinem Standardwerk:

«Genetische Beratung und genetische Beratungsstellen sind ein Versuch, menschliches Verhalten dergestalt zu beeinflussen, dass die Beratenen bei der Kinderplanung sich *informiert* verhalten können. Es ist zu hoffen, dass letztendlich die Zahl genetisch kranker Individuen abnimmt. Die Gefahren liegen dabei nicht so sehr in macchiavellinischen Manövern, das Verhalten der Massen zu manipulieren, sondern darin, dass sich genetische Berater nicht der enormen Macht der gegenwärtig existierenden Techniken der Verhaltenskontrolle bewusst sind. Genetische Beratung, besonders in Händen von Menschen, die frei sind von Interessenkonflikten zwischen Forschung und Krankheitsverhütung, kann Schutz und Schild zur Wahrung und Mehrung individueller Freiheiten und Rechte werden.»<sup>67</sup>

Oder, etwas lapidar in den Worten des Genetikers Werner SCHMID, des ersten Genetikers, der in der Schweiz (1971) die Amniozentese als Standardverfahren in der pränatalen Diagnostik eingeführt hat:

Eine konkrete Empfehlung in bezug auf das reproduktive Verhalten wird im allgemeinen nicht abgegeben. Zu vermitteln sind die Grundlagen, auf denen der Ratsuchende selber eine Entscheidung zu treffen in der Lage sein soll.<sup>68</sup>

Doch die pränatalen Diagnostiker der ersten Stunde bemühten sich ebenso sehr darum, in ihren Untersuchungen über die Wirksamkeit der Amniozentese darauf hin zu weisen, dass die Methode «sicher» sei. Genproben an abgetriebenen Föten, die statistische Aufarbeitung der getroffenen Analysen, der Vergleich mit Häufigkeiten innerhalb der Gesamtpopulation – das alles sollte den fortlaufend dokumentieren, dass die Methode wissenschaftlichen Standards genüge und die erwarteten Ergebnisse zeigte. Genauso akribisch aber wurden Statistiken über die Zahl der Frauen, die sich einer Amniozentese unterzogen haben, aufgestellt. Man nahm mit Befriedigung zur Kenntnis, dass deren Zahl kontinuierlich stieg<sup>69</sup>, und so schrieb etwa Werner SCHMID:

---

<sup>67</sup> Seymour KESSLER, Psychologische Aspekte der genetischen Beratung, Stuttgart, 1984

<sup>68</sup> Werner SCHMID, Genetische Beratung, in: Schweiz.med.Wschr 107, 325-327 (1977)

<sup>69</sup> SCHMID, Werner, a. a. O.

Während wir 1971 erst 21 Fälle zu untersuchen hatten, stieg deren Zahl allein in den ersten 10 Monaten des Jahres 1974 auf 76. Wir müssen damit rechnen, dass der Anfall an pränatalen Diagnosen in Kürze 200 bis 300 pro Jahr betragen wird, wobei der Hauptanteil Schwangerschaften in vorgerücktem Gebäralter betreffen wird.<sup>70</sup>

Der Erfolg gab der ganz anderen Strategie recht – nicht einem der Genetiker, der in den sechziger Jahren in seiner Klinik mit den neuen Methoden der pränatalen Diagnostik, vor allem mit der Amniozentese, zu arbeiten begann, wäre es in den Sinn gekommen, irgendwelche staatliche Massnahmen, schon gar nicht irgendwelche Zwangsmassnahmen, fordern zu wollen.

## **7. Schluss**

Die Frage, wie es dazu kam, dass wir heute eine ganz «normale» Praxis der pränatalen Diagnostik (und der Humangenetik allgemein) «haben», irritiert nur so lange, als die historischen Grundlagen, auf denen diese Praxis argumentativ beruht, nicht frei gelegt werden. Mag sein, dass sich die Wissenschaft zu lange mit den Aberrationen der nationalsozialistischen Eugenik beschäftigt hat und diese ein Stück weit als den eugenischen «Normalfall» betrachtete; mag sein, dass es sinnvoll wäre, sich ein Stück weit der Frage zuzuwenden, wie die «Pragmatiker» unter den Eugenikern argumentierten, vor allem aber diejenigen, die sich auf den Standpunkt stellten, eine Eugenik ohne wissenschaftliches Fundament sei sinnlos, weil ihr die persuasive Kraft fehle.

Diese Fragestellung wäre vor allem auch für die Situation in der Schweiz von besonderem Interesse, zumal hierzulande die Eiferer nicht weit gekommen sind, die Pragmatiker hingegen ganz genau wussten, dass man warten muss, bis die richtige Zeit gekommen ist, um das einzuleiten, was für die Zukunft als «normal» gelten soll.

---

<sup>70</sup> SCHMID, Werner, Pränatale genetische Diagnostik. Eine Standortbestimmung unter besonderer Berücksichtigung der Zürcher Erfahrungen. Schweiz. Med. Rundschau PRAXIS 64: 612-619 (1975)